



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten. 4.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

4.



ine der bedauerlichsten Erscheinungen unsrer Tage ist die, daß niemand mehr einen Spaß versteht. Vormalß galt es, wie wir noch in der italienischen und französischen Komödie sehen, für einen gemüthlichen Scherz, einem einen Schlag auf den Bauch zu versetzen und als Antwort einen Fußtritt zu erhalten; oder man zog einem den Stuhl unter dem Leibe weg, sodaß er sich etwas unsanft auf den Boden setzen mußte, und darüber lachten alle herzlich, handelnde Personen und Zuschauer. Aber heute ist alles so überfeinert und nervös und empfindlich, daß man bald nicht mehr wird wagen können, einem Kinde das, was es gern haben möchte und man ihm ja auch geben möchte, schäkernd vorzuenthalten. Wie falsch eine solche Schäkerei aufgefaßt werden kann, lehren uns die Folgen des 15. Dezember. Wer hätte soviel Aufsehens wegen einer harmlosen Neckerei, wie gute Freunde sie sich gegenseitig erlauben dürfen, für möglich gehalten! Betrachten Sie einmal Männer wie den Abgeordneten Meyer (ich sage nicht Alexander Meyer, weil ich mich vom preußischen Landtage her erinnere, daß er das nicht gern hört), der seiner Gesundheit etwas schuldig zu sein glaubt, oder den Abgeordneten für Rübdesheim-Meroberg, ich wollte sagen: für Leisnig, unsern allverehrten Karl Braum, und dann sagen Sie selbst, ob so die Männer aussehen, welche im Ernst einen Beschluß fassen würden, von dem sie voraussetzen mußten, er werde die Nation empören? Ich frage Sie, wenn im Tiergarten am hellen lichten Tage ein guter Bekannter mit den Worten: La bourse ou la vie! auf Sie zutritt, werden Sie sofort zum Revolver greifen oder nach der Polizei rufen? Und eine andre Bedeutung hat ja der Beschluß vom 15. Dezember ganz und gar nicht, in der dritten Lesung wird alles bewilligt werden. Wozu wäre auch die dritte Lesung auf der Welt, wenn schon in der zweiten alles in Richtigkeit gebracht würde? Eine parlamentarische Versammlung befindet sich da manchmal in der Lage eines Porträtmalers, der die Angehörigen des Porträtirten zur Besichtigung des Bildes einlädt und nach deren Wunsche die grünen Augen blau, den kupferigen Teint rosenrot macht, die Ohren kürzt u. s. w. Aber diesmal liegt die Sache nicht so, es bedarf keiner Kritik und keiner Belehrung, man war ja von vornherein entschlossen, die ominösen 20 000 Mark zu bewilligen, nur später, die graziöse

Weigerung sollte nur der nachträglichen Gabe einen pikanten Beigeschmack verleihen. Ist das ein Verbrechen? Müssen deshalb die Erwachsenen den Siegern vom 15. Dezember auf der Straße ausweichen und die Kinder ihnen das unangenehme Datum nachrufen? Unschuldiger kann man nicht zu einem bösen Leumund kommen. Ich für meine Person bin sogar überzeugt, daß viele Herren von der Majorität gern selbst zu den Sammlungen beitragen würden, um nur die ärgerliche Geschichte endlich zur Ruhe zu bringen.

Herr Rickert hat es mit gewohnter Klarheit auseinandergesetzt, was die Freisinnigen mit ihrem Votum nicht gewollt haben. Dem Kanzler eine notwendige Arbeitskraft vorenthalten? Nein. (Das muß also Herr Löwe auf sein Privatkonto nehmen!) Gegen eine etwaige Anstellung des Grafen Herbert demonstrieren? Nein. (Herr Richter murrte, allein ich kann ihm nicht helfen, Herr Rickert sagt's, und Herr Rickert ist ein ehrenwerter Mann.) Der auswärtigen Politik des Kanzlers ein Mißtrauensvotum geben? Nein. (Wenn Bismarck sich verbürgt, daß die Stelle unentbehrlich ist, und dabei geltend macht, daß seine Erfolge in der auswärtigen Politik ihn doch vielleicht berechtigen, einiges Vertrauen in Anspruch zu nehmen, die Majorität jedoch gegen ihn stimmt, so versagt sie ihm nur den Ausdruck des Vertrauens, spricht ihm aber beileibe kein Mißtrauen aus!) Revanche für die Freikarten? Nein. Mit der ganzen Würde des Verleumdeten verwahrt daher Herr Rickert sich und seine Freunde gegen die Unterschiebung falscher Motive. Welches Motiv hatten sie denn? höre ich fragen. Darauf antworte ich: Erstens braucht man nicht immer ein Motiv zu haben oder — einzustehen; zweitens war, wie gesagt, „alles nur ein Spiel, ihr Freier lebt ja noch alle“; und drittens war es keineswegs ein Spiel, sondern eine sehr ernste Angelegenheit, um die konstitutionellen Garantien handelte sich. Man mußte dem Kanzler sagen: Siehe, was wir können, darum sei gefügig; jetzt sind wir noch gute Leute, aber wenn wir einmal anfangen, können wir fürchterlich werden! Sie sehen, meine Herren, es sind so viele und so gute Gründe da, wie jener gegen das Schnapstrinken hatte: erstens niemals, zweitens heute erst recht nicht, und drittens hatte er soeben einen getrunken.

Im übrigen muß man die verschiedenen Rundgebungen nach ihrem wahren Werte beurteilen. Der Abgeordnete Bamberger hat eine ganze Vertrauensadresse aus Alzey bekommen: das ist die Stimme des Volkes! Die Adressen an den Kanzler rühren nur von Leuten her, und was die Leute reden, das braucht uns nicht zu kümmern. Wenn sie meinen, es besser zu verstehen als die Erwählten des Volkes, so werden diese ihnen antworten wie der Bankier, dem Straßenarbeiter „Hephep!“ nachriefen. „Wartet nur, sagte er, es wird eine Zeit kommen, wo ihr in der Equipage fahrt, und wir an der Straße sitzen und Steine klopfen, und dann werden wir Hephep rufen!“ So muß man den Leuten sagen: Setzt ihr euch zusammen und haltet Reden und macht Gesetze, dann werden wir darunter leiden, und das wird unsre Rache sein.

Eigentlich wollte ich über die jetzige Wirtschaftspolitik sprechen, will mich jedoch bei der vorgerückten Stunde kurz fassen. Was braucht es denn auch langer Auseinandersetzungen! Das Arbeiten ist eine langweilige Erfindung, und man verliert die schönste Zeit damit — darin wird mir wohl niemand widersprechen. Wenn nun Amerikaner und Engländer und Franzosen und andre gutherzige Völker zu uns sagen: Was plagt ihr euch so? Wir wollen für euch den Acker und den Wald bauen, wir wollen für euch fabriziren, was ihr braucht, ihr sollt weiter keine Mühe haben, als uns das Getreide und den Wein und den Zucker und das Holz und das Tuch und den Shirting und das Geschirr und das Gerät u. s. w. u. s. w. abzukaufen, so haben wir alle Ursache, ihnen dankbar zu sein. Wir können dann Bücher schreiben oder Reden halten oder spazieren gehen oder im Wirtshaus sitzen, wie es uns beliebt: das reine Schlaraffenleben! Ja noch mehr, die andern Nationen würden sich sogar erbitten lassen, für uns die notwendigen Kriege zu führen, wenn wir nur eine Kleinigkeit dazu beisteuern wollten, nämlich die Schlachtfelder hergeben, wie das unsre Vorfahren in der guten alten Zeit gethan haben. Diesem idealen Zustande waren wir schon so nahe — kommt uns da die verderbliche Wirtschaftspolitik in die Quere! Wie verderblich sie ist, will ich Ihnen an einer Thatsache demonstrieren. Ich habe meiner Frau zu Weihnachten einen Kanarienvogel gekauft und zwanzig Pfennige mehr zahlen müssen, als für einen ganz gleichen vor fünf Jahren. Nun frage ich mit dem Abgeordneten Richter: Sind das die goldnen Berge, die man uns versprochen hat? Der Vogelhändler sagt aber, er könne es nicht billiger thun, denn in seiner Zeitung siehe, daß eine Hanfsamensteuer eingeführt werden wird, und was in der Zeitung steht, ist bekanntlich wahr. Einer Politik, welche die notwendigen Lebensbedürfnisse der Stubenvögel belastet, damit die Reichen täglich Tofan essen können, werde ich meine Zustimmung niemals geben.

